

Max Dreyer
Lautes und Leises
Ein Geschichtenbuch



HOFENBERG DIGITAL

Max Dreyer

Lautes und Leises

Ein Geschichtenbuch

Max Dreyer: Lautes und Leises. Ein Geschichtenbuch

Neuausgabe.

Herausgegeben von Karl-Maria Guth, Berlin 2017.

Umschlaggestaltung unter Verwendung des Bildes:
C. Gantzel, Ansicht von Rostock von der Dierkower Seite,
1892

ISBN 978-3-7437-1613-1

Dieses Buch ist auch in gedruckter Form erhältlich:

ISBN 978-3-7437-1582-0 (Broschiert)

ISBN 978-3-7437-1583-7 (Gebunden)

Die Sammlung Hofenberg erscheint im Verlag der Contumax
GmbH & Co. KG, Berlin.

Erstdruck: Leipzig, George Heinrich Meyer, 1900.

Bibliografische Information der Deutschen
Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind über
<http://www.dnb.de> abrufbar.

Vater und Sohn

Auf der Schanz, wo einst der alten Hansestadt zur Wehr eine feste Mauer mit Türmen und Bastionen sich erhob, jetzt aber eine Reihe gleichförmiger zweistöckiger, weiß oder gelb getünchter Häuser steht, hält sich eines von diesen, das äußerlich nichts vor den andern voraus hat, gleichwohl von ihnen gesondert. Mit seinen Nachbarn verbindet es zur Rechten wie zur Linken nur ein kurzer Rest der alten Stadtmauer, ohne dass jemand zu sagen wüsste, wie es eigentlich zu dieser geheimnisvollen und vornehmen Sonderstellung gekommen.

Dies Haus gehörte der Witwe Emilie Schümann. Ihr Seliger hatte eine Schmalz- und Butterhandlung sein eigen genannt; zum Unterschiede von Namensvettern, die in der Stadt nicht selten waren, hieß er allgemein der »Pulver-Schümann« – warum? Weil man von ihm mit tödlicher Sicherheit behauptete, dass er das Pulver nicht erfunden hätte – und er trug dieses Beiwort nicht nur mit Würde, sondern auch mit Recht. Ohne seine Frau, ihren Verstand, ihre Rührigkeit und Umsicht hätte das Geschäft nimmer gedeihen können.

Nun glaubte sie aber an eine gewisse geheimnisvolle Beziehung zwischen ihrer Konstitution und dem Fettgehalt ihrer Umgebung. So wenig sie auch davon sich wirklich einverleiben mochte, so kärglich-dünn sie ihr Brot bestrich, so großer Enthaltbarkeit sie sich überhaupt im Essen und Trinken befliss – sie wurde umfangreicher von Tag zu Tage.

Damit wurde es auch nach dem Tode ihres Mannes nicht besser. Der alte knorrig-schalkhafte Sanitätsrat Mester

erklärte ihr, als er einmal bei ihr einkaufte, sie so rührig hantieren sah und ihre Klagen über ihre zunehmende Schwerfälligkeit vernahm: »Kein Wunder, Frau Schümann! Butter und Schmalz sind Ihnen nun mal ans Herz gewachsen!«

Nein, nein – das sollten sie denn doch nicht!

So machte sie kurzen Prozess: sie entzog sich einfach dem Einfluss der unheimlichen Kohlenstoffgeister. Gab das Geschäft auf, bezog das obgemeldete Haus auf der Schanz, das ihr durch seine Lage willkommene Gelegenheit zu herzstärkendem Klettern bot, und widmete ihre Tätigkeit, soweit nicht ihre häuslichen Aufgaben und das Bergsteigen sie beschäftigten, nach ihrer Kraft und ihren bescheidenen Mitteln wohltätigen Zwecken.

Dünner wurde sie nun allerdings nicht davon, jedoch auch nicht dicker. Und sie war es zufrieden.

Zu ihren häuslichen Aufgaben aber rechnete sie auch – so wenig Gegenliebe sie mit dieser ihrer Betriebsamkeit fand – die Überwachung ihres Mieters, des Herrn Stadtsekretärs a. D. Philipp Gries, der mit seinem Sohne Friedemann das obere Stockwerk bewohnte.

Nicht, als ob zwischen ihr und diesem Hausgenossen etwas wie zärtliche Empfindung bestanden hätte. Philipp Gries war ein scheuer, einsamer, in sich gekehrter Mann. Seine Frau hatte gleich nach Friedemanns Geburt das Zeitliche gesegnet. Sein Amt hatte er bereits vor einigen Jahren, da ihm eine kleine Erbschaft zugefallen war, aufgegeben. So lebte er, flüchtig vor den Menschen, abseits von der Welt, nur seinem Jungen.

Mit einer so vertrockneten, schimmelnden Existenz konnte sich Frau Schumann natürlich nicht näher befassen. Eines aber hatte gar eine Verstimmung zwischen beide gesät: Philipp Gries war Vegetarianer. »Ich kann mir das ja wohl denken, dass meine zweihundert Pfund Fleisch ihm ein Dorn im Auge sind«, erklärte einmal Frau Emilie mit kühnem Blicke, »und ich hätt' den alten ausgedörrten Spirrfix schon längst von meinem Anblick befreit, wenn mir der Kleine nicht leid täte.«

Friedemann war elf Jahr und schon Tertianer. Ein blasser, zarter Junge. Der Vater hatte auch ihn an Pflanzenkost gewöhnen wollen; davon aber war das Kind körperlich so heruntergekommen, dass seine Gesundheit ernstlich bedroht ward. Als der Alte das bemerkte – viel zu spät nach seiner unbeholfen-kurzichtigen Art – geriet er außer sich, zog mehrere Ärzte zu Rate, auf deren Urteil er sonst überlegen herabsah, und ließ den Kleinen, der ärztlichen Verordnung gemäß, nun recht viel Fleisch essen. Mit einem »Eines schickt sich nicht für alle« beruhigte er seine Überzeugung; er für seine Person blieb der Pflanzenkost treu und bereitete sich nach wie vor selbst seine Mahlzeiten, streng der vegetarischen Heilslehre gemäß. Für Friedemann hatte sich Frau Emilie Mittag zu kochen erboten, und der Kleine erhielt täglich aus ihren Fleischtöpfen sein wohlzugemessenes Teil, wobei sie sich natürlich auch geistig und seelisch einander näherten. –

Ein leuchtender Maientag ist über die Stadt gekommen. Flimmernd bebt der Frühlingsatem durch die sonnige Luft. Kosend streicht der flutende Schein über die zerklüfteten Quadern des alten Gemäuers, aus dessen Fugen blühendes

Leben quillt, und er webt um den Kirchturm und um die ehernen Glocken, dass sie erschauern, surren und summen – sie, die so vielem zu Grabe geläutet –: Es gibt nichts Totes! Es gibt nichts Totes!

Jubelnde Jugendlust braust aus den Türen und Toren des nüchtern-kalten Gymnasiums. Die Schule ist aus, ein Strom frischesten Lebens wogt in die Straßen. Erst stürmen die Kleinen in die Freiheit, tollend in ausgelassenster Lenzesfreude, dann kommen die Großen und Größten, auch sie von lebhafterer Beweglichkeit, und selbst die blasseste und gedankentiefste Primanerwürde hält dem Maienzauber nicht stand.

Am Hoftor steht, wie alltäglich um diese Zeit, Vater Gries, auf seinen Friedemann wartend. Jetzt tritt auch dieser heraus, er ist ernster und langsamer als die andern. Auch geht er allein, während die übrigen meistens in Gruppen oder zu zweien kommen. In sein ruhiges, geduldiges Gesicht schmiegt sich ein freundliches Lächeln, als er den Vater gewahrt.

»Na, Fiete, wie war's?« fragt ihn der, als sie sich begrüßt haben.

»Ganz gut, Vater. Griechisches Extemporale haben wir zurückgekriegt.«

»Na – und?«

»Drei Fehler. Genügend.«

»Oh – das muss aber doch noch besser werden. Was sind es denn für Fehler?«

»Mit *pipto* hab' ich nicht so recht Bescheid gewusst.«

»Aber Fiete – *pipto, pesumai, epeson, peptoka!*«

»Ja, Vater!« sagte der Kleine wehmütig, was so viel heißt wie: für diesmal ist's zu spät!

»Da müssen wir doch heut nachmittag die unregelmäßigen Verben mal wieder gehörig vornehmen.«

Fiete seufzt, wenn auch kaum hörbar. Ein Sonnenstrahl spielt mit seinem blonden Haar, seine Augen heben sich zu den Weiten des tiefblauen Himmels.

Als sie ins Haus treten, steht Frau Schümann unten auf dem Gang in blitzsauberem, steifem Morgenkleid, eine blendendweiße Morgenhaube auf dem von dichtem Haar umrahmten, wohlgeformten, für ihre volle Gestalt zu kleinen Kopf.

Herr Philipp Gries zieht, ohne ein Wort zu sagen, den Hut und stolpert hastig die Treppe hinauf, Friedemann bleibt zutraulich bei ihr stehen.

»Tag, Tante Schü!« Und flüsternd, mit kindlichstem Lachen fragt er: »Was gibt's heute?«

Sie streichelt seinen Kopf mit ihrer weichen fleischigen Hand. »Schweinsbraten und Pflaumen, mein Jung'!«

»Ei!« Und dann nickt er ihr zu in seiner leisen sachten Art und geht nach oben. -

Nach Tisch, da der Vater sich zur Mittagsruhe in den Lehnstuhl setzt, verlässt Friedemann das Zimmer. Er steigt die Bodentreppe hinauf, huscht an die Giebelluke und öffnet sie weit. Dann legt er sich bäuchlings auf die Dielen, stützt den Kopf in beide Hände und blickt hinaus in die weite strahlende Welt. Das ist sein Liebstes.

Hart zu Füßen der Schanze wälzt der ansehnliche Fluss gemächlich seine klare blaue Flut. Dahinter dehnen sich frische Wiesen und Niederungen, hier und da hebt sich ein

baumbeständenes Gehöft mit rotem Ziegeldach aus dem Gelände heraus. Dann erhöht sich das Land, Korn- und Rübenfelder wechseln miteinander ab und zerfließen dort in nebelnde Fernen, während ihnen hier ein schwarzblau herüberdämmernder Tannenwald Halt gebietet.

Auf der einen Seite ist die Bahn frei für die weitesten Ausblicke von Friedemanns Träumen; aber er zieht die andere Seite vor, wo der dunkle Forst aufragt. Gerade hinter ihm ahnt er eine ganz besondere Welt.

Wenn er sich dann aber hier satt geträumt hat und weiter nach vorne kriecht und den Kopf links um die Ecke wendet, dann sieht er den Hafen mit seinen ragenden Masten. Fährjollen fahren von Ufer zu Ufer, weiterhin kreuzen die kleinen flachen Fischerboote, und vereinzelt Dampfer ziehen ihre Rauchstreifen durch die klare Luft. Immer breiter wird der Fluss, bis er zum »Breitling« sich haffartig weitet. Und dann, wenn die Gedanken das von dichtem Buchen-, Eichen- und Tannengehölz bestandene Küstenland überflogen haben, kommen sie ans Meer.

Das ist nun erst eine Welt! Sie füllt des Knaben weiteste sehnsüchtigste Träume an. Sie erregt ihn zu wehmütiger Unruhe und vermag diese gar in eine Art Trotz zu verhärten.

Einmal erst ist er an der See gewesen. Sein Vater liebt sie nicht. Aber er liebt sie! Dies Brausen und Schäumen und dies Ungehemmte, dies Grenzenlose, das überallhin führt, das keine Wege hat und gerade darum denen, die sich ihm anvertrauen, alles erreichbar macht, das Nahe und die unermesslichste Ferne.

So groß und so frei! Und so frisch geht dort der Atem der Welt und so frische Kraft ist da zu Hause! Er aber muss hier

zwischen den Wänden hocken, in enger, dumpfer Stube, und sein Geist verfährt sich immer mehr in griechischen Formverschlingungen.

Er muss wieder einmal an seinen früheren Mitschüler, den großen Gerdes, denken. Das war ein Kerl gewesen. »Griech'sch is mir viel zu kraus«, hatte er ganz munter in der Quarta erklärt, als der Ordinarius sie in die Geheimnisse der griechischen Schrift einweihte. Er tat dann einfach nicht mit, und so oft er später aufgerufen wurde, bekannte er, allen Arreststunden zum Trotz, mit größtem Gleichmut: »Griech'sch, Herr Doktor, kann ich nich!«

Dies »Griech'sch, Herr Doktor, kann ich nich!« war immer noch geflügeltes Wort auf dem Gymnasium und ließ die Erinnerung an den großen Gerdes nicht erlöschen. Der hatte dann seinem Widerwillen gegen das »Griech'sch« dadurch besondern Ausdruck verliehen, dass er aus den Stunden einfach wegblieb. Und als er gleich danach auf dieselbe Weise auch Abneigung gegen das Lateinische bekundete, hielten seine Eltern es doch für geraten, ihrem Ehrgeiz zu entsagen, der ihn zum Gelehrten machen wollte. Sie ließen ihn werden, wonach sein ganzer Sinn stand: Seemann. Als Schiffsjunge war er in die weite Welt gefahren, gleich auf der ersten Reise bis nach Buenos Aires.

Er tritt jetzt dem Träumenden wie leibhaftig vor Augen. Dem kleinen stillen Friedemann hat der kraftstrotzende, unternehmungslustige Junge immer imponiert. Und oft hat er sich gesehnt, an dessen Spielen teilzunehmen, die am Strande und auf den Schiffen selbst, oft bis in die Mastspitzen hinein, geführt wurden. Aber er durfte nicht, der Vater erlaubte es nicht, es war »zu gefährlich«.

Sicherlich ist es nur Liebe zu ihm, was den Vater so ängstlich macht. Aber doch – –

»Fiete! Fietemann!« klingt es freundlich von unten herauf. Das ist der Vater. Der Kleine erhebt sich vom Boden, klopft die Kleider ab und geht hinunter.

»Was hast du denn zu morgen alles auf, Fiete?«

»Nicht viel, Vater, gar nicht viel. – Vater –?«

»Na?«

»Wollen wir nicht 'n kleinen Ausflug heute machen? Es ist heut' draußen so schön!«

»Hm, wohin möchtest du denn?«

»Am liebsten nach der Fähre!«

»Nein, nein. Du weißt doch, dass ich mit den Wasserfahrten nichts im Sinn habe.«

»Dann nach den Kramohnstannen.«

»Das ist zu weit. Dann wirst du zu müd', mein lieber Jung', und kannst nachher nicht mehr arbeiten. Nein, nein! Ich will dir was sagen, wir üben erst mal gehörig die griechischen unregelmäßigen Verben und dann gehen wir nach dem weißen Kreuz, nicht?«

Friedemann nickte stumm. Da kamen sie ja aus den Häusern kaum heraus. Aber wenn der Vater es so wünschte!

So setzten sie sich denn zusammen hin und übten die griechischen unregelmäßigen Verben.

Der Vater war Friedemanns beständiger Lerngefährte. Er hatte von Hause aus nur Mittelschulbildung genossen. Als der Kleine die Sextanerwürde errungen, kaufte Vater Gries zwei lateinische Grammatiken und betrat Hand in Hand mit seinem Sprössling die Vorhalle der klassischen Bildung, des

gehobenen und geläuterten Menschentums, von heiligem Schauer angeweht.

Auch die andern Lehrbücher wurden doppelt angeschafft. Während der Kleine in der Schule saß, lernte dann der Vater zu Hause mit eisernem Fleiß, und seiner Ausdauer gelang es, der jugendlichen Leichtigkeit zur Seite zu bleiben, ja ihr in manchem sogar voranzuschreiten. So konnte denn Vater Gries seinen Friedemann in die Quinta, in die Quarta und jüngst in die Tertia geleiten.

Ein Fach, in dem er z. B. entschieden mehr leistete, als der Kleine, war das Griechische, an dessen Schwierigkeit er seine ganze unermüdliche Kraft setzte. Es war ein Glück, dass ihn keine Berufsgeschäfte in Anspruch nahmen! Da konnte er stundenlang die schweren unregelmäßigen Verben pauken, dass es nur so eine Art hatte. Und schon lockten ihn die verschmitzten Verba auf *mi*.

Friedemann waren solche Reize verschlossen. Wäre er nicht ein so braver und leidlich begabter Junge gewesen, er hätte sich leicht auf dem Standpunkt seines Freundes Gerdes verschanzt. So aber tat er seine Arbeit.

Träge flossen ihm die Stunden des Nachmittags dahin. Dann gab es Kaffee und dann kam der Spaziergang an die Reihe. Es war heute so wie immer.

Nur dass sie heute einen weiteren Weg machten als gewöhnlich. Der führte sie am Mühlendamm entlang, und wenigstens einen Genuss besonderer Art schloss er für Friedemann ein: das war der Blick von der Schleusenbrücke in die wirbelnde Flut.

Schon von ferne hörten sie das Wasser tosen. Als sie auf die Brücke traten, fragte Friedemann. »Darf ich, Vater?«

»Na ja, wenn du so gerne willst.«

Der Vater nahm sorglich seine Hand, dann gingen sie an das hohe, mächtige eiserne Geländer, das solche Fürsorge ganz überflüssig machte. Dicht lehnte sich Friedemann an die Stäbe, der Vater blieb einen Schritt zurück, den Kopf abgewandt, die Hand des Jungen hielt er fest in der seinen.

Mit prickelndem Entzücken, das ihn fast erzittern machte, sah Friedemann in das wilde Gewühl der sich überstürzenden, sich fauchend verschlingenden und wieder ausspeienden Wasser.

»Wenn da einer hineinfällt, Vater –«

»Wie?« Das Brausen war zu stark. Friedemann wiederholte die Frage schreiend.

»Der wird erwürgt von dem schrecklichen Wirbel. Komm!«

»Noch einen Augenblick.«

Wenn jetzt die Brücke zusammenstürzte, dachte Friedemann. Man fühlte deutlich, wie ihre Pfeiler bebten. Ein wohliges Grauen überlief ihn. Er konnte die Augen nicht losreißen von dem Todesstrudel.

Und dann, da seine Blicke den reißend schnell fortgeschleuderten Fluten folgten, trafen sie ein Stück freudigen mutigen Lebens.

Ein kleines Fischerboot. Jungen und kleine Mädchen sitzen darin, diese mit Frühlingsblumen in Hand und Haar. Die Knaben rudern das winzige Fahrzeug gegen den Strudel an. Langsam würgt es sich vorwärts. Es stampft und wühlt mit aller Kraft. Jetzt kann es nicht weiter. Die Wogen wollen sich am Rande festkrallen – da heben die Jungen die Ruder aus dem Wasser und fort schießt das Boot, zurückgeschneilt von

dem Wirbel in blitzschneller Fahrt. Laut jauchzen und kreischen die Kleinen.

»Siehst du, Vater –«

Der Vater wandte den Kopf nicht.

»Jetzt ist's übergenug. Komm!«

Er zog ihn fort auf die andere Seite, und sie gingen weiter. Friedemann drehte sich mehrmals um.

»Da waren Kinder im Boot, die sind bis in den Strudel hineingefahren!«

»Das ist – das ist ja geradezu frevelhaft! Die verdienen die strengste Strafe!«

»Aber mutig sind sie doch!« dachte der Kleine. Und er verglich sich mit den Kindern – er hinter dem Gitter, vom Vater noch dazu an der Hand gehalten, und sie gegen den Strudel kämpfend und den Wirbel sich dienstbar machend.

Da kam es wie ein Sehnen über ihn, das sich auflehnen wollte gegen Gitter und Gängelband. Aber er konnte den Vater nicht betrüben, und so zog er still mit ihm die Straße. –

Früh wie immer gingen sie am Abend schlafen. Als Friedemann sich in seinem Nest zurecht gekauert hatte, zog auch Vater Gries seine dünnen Beine unter sein Oberbett.

»Fiete!«

»Ja!«

»Was heißt: sie beide fielen – *pipto! Aorist!*«

Der Alte hatte die Form schon: »*epeseten*« bildete er aus dem Handgelenk, erregt mit den Fingern schnalzend.

Drusselig wälzte sich der Kleine herum – er war bei *epeson* angelangt – *epeses* – *epese* – weiter kam er nicht. Der Schlaf meinte es zu gut mit ihm.

Der Vater störte ihn nicht. »Hat's doch noch immer nicht so recht erfasst!« dachte er. Aber seinem Unmut darüber hielt das Bewusstsein seines eignen Könnens die Waage.

Allzu vorschnell war die Maienluft gewesen. Rauhe, trübe Tage waren den warmen, sonnigen gefolgt. Vater Gries hatte sich ein tüchtiges Schnupfenfieber geholt. Verpimpelt wie er war, scheute er jetzt alle Berührung mit den Truggeistern des nordischen Lenzes, und Friedemann musste heute den Weg von der Schule nach Hause allein zurücklegen.

Heute hatte es sogar am Vormittag etwas geschneit, zum Jubel der Jugend, der das Ungewohnte erhöhte Freude gibt. Und so ausgelassen wie je war ihr Ausgang aus den Toren des Gymnasiums.

Als Fiete herauskam, flog sein Blick wie immer nach dem Standplatz seines Vaters – er war leer. Richtig! Ja! Der Vater fühlte sich nicht wohl. Aber er hatte doch gehofft, er würde ihn hier finden, es würde nicht so schlimm mit ihm sein.

In Sorge und Sehnsucht beschleunigte er seine Schritte.

Drei seiner Mitschüler, die denselben Weg hatten, tosten hinter ihm her.

»He hätt jo huet sien Kinnermäten gor nich bi sich!« hörte er den einen rufen – gellend laut, dass er's auch ja hören sollte. Die andern johlten.

Das Blut flutete ihm zum Herzen, und dann brodelte es ihm heiß in den Kopf, dass seine Schläfen zuckten, aber er eilte weiter. Es war nicht das erste Mal, dass er so bittere Worte hinnehmen musste. Freilich, heute taten sie ihm besonders weh.

Sie kamen in die Altstadt. Hier galt für einen richtigen Jungen das Schulgesetz nicht mehr, durch welches das